

ANA VELOSO

*Das Mädchen  
am Rio Paraíso*

Roman



Knaur Taschenbuch Verlag

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe September 2010  
Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Copyright © 2008 by Knaur Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Redaktion: Viola Eigenberz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Corbis/FinePic<sup>®</sup>, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-63824-8

2 4 5 3 1

Für Sandra

*»Nunca lamente uma ilusão perdida,  
pois não haveria fruto  
se a flor não caísse.«  
(Thaysa M. Dutra)*

*Beklage nie eine verlorene Illusion,  
schließlich gäbe es keine Frucht,  
wenn die Blüte nicht abfiel.*

Es war zu hell.

Das Licht schmerzte. Es verursachte ein heftiges Pochen hinter ihrer Stirn. Die junge Frau schloss sofort wieder die Augen, doch die Sonnenstrahlen drangen durch ihre Lider und quälten ihr Hirn mit wilden Mustern in Gelb- und Orangetönen. Ihr wurde schlecht davon. Sie drehte den Kopf von der linken auf die rechte Seite und hoffte, dass der Schmerz und die Übelkeit sich legen würden. Sie verharrte einige Minuten reglos in dieser Stellung, aber es wurde nicht besser. Stattdessen gesellte sich zu dem Kopfweg nun auch ein schlechtes Gewissen. So hell wie es in dem Zimmer war, musste es bereits Mittag sein. Warum, um Gottes willen, lag sie um diese Zeit noch im Bett? Bevor sie darauf eine Antwort fand, erlöste ein unruhiger Schlaf sie von dem hämmernden Schmerz.

Einige Stunden später schlug die junge Frau erneut die Augen auf. Das Licht war weniger grell, und auch das grässliche Pochen in ihrem Schädel hatte sich ein wenig gelegt. Dafür verspürte sie jetzt einen unerträglichen Durst. Ihr Mund fühlte sich so trocken an, dass die Zunge am Gaumen festklebte. Sie brauchte dringend ein Glas Wasser. Sie versuchte sich zu erheben, doch es gelang ihr nicht. Nach nur wenigen Zentimetern, die sie ihren Oberkörper aufgerappelt hatte, fiel sie erschöpft in die Kissen zurück. Also blieb sie liegen und hoffte darauf, dass irgendwann jemand nach ihr sah. Vielleicht sollte sie sich bemerkbar machen? Sie hob zu

einem Rufen an, merkte jedoch sofort, dass kaum mehr als ein leises Krächzen aus ihrer Kehle drang. Ihr blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten.

Im Liegen und ohne allzu sehr den Kopf zu bewegen, sah sie sich in dem Raum um. Sie war sich sicher, dass sie ihn nie zuvor gesehen hatte. Wo war sie?

Zwischen drei mächtigen schwarzen Holzbalken war die Decke weiß getüncht. Die Wände des Zimmers, oder das, was sie aus ihrer Position davon erkennen konnte, waren glatt und weiß. Kein Fachwerk. Kein Bild. Nicht einmal ein Kruzifix war da zu sehen. Das Sprossenfenster war einen Spaltbreit hochgeschoben. Vorhänge gab es keine. Einzig die Fensterläden hätten Schutz vor unerwünschten Blicken und Licht bieten können, wären sie denn geschlossen gewesen. So jedoch schien die Sonne in den schmucklosen Raum. Sie stand schon schräg, und ein Strahl fiel auf eine schlichte Kommode, auf der sich ein Krug sowie eine Waschschüssel aus Emaille befanden. Oh Gott, könnte sie es doch nur schaffen, aufzustehen und die wenigen Schritte zu dem Wasserkrug zu gehen! Der Durst brachte sie um!

Ihr kamen die Tränen. Doch bevor die junge Frau sich vollständig ihrer Verzweiflung hingeben konnte, betrat plötzlich eine dicke dunkelhäutige Frau das Zimmer. Sie lachte und entblößte dabei ihr Zahnfleisch. Es war bläulich und nicht rosa, wie ihr eigenes. Der jungen Frau war ein bisschen mulmig zumute. Sie hatte schon von Schwarzen gehört und gelesen, aber noch nie eine leibhaftige Negerin so nah vor sich gehabt. War sie etwa in Afrika gelandet? Aber nein, die Schwarze trug ja ein ordentliches Baumwollkleid und eine gestärkte Schürze darüber. Eine Wilde aus dem Busch war sie ganz sicher nicht.

Die Dicke plapperte unaufhörlich. Dann setzte sie sich auf

die Bettkante, sah der jungen Frau in die Augen und sprach sie direkt an. Sie hatte eine wohlklingende Stimme, und ihr Tonfall war freundlich. Die junge Frau begann sich etwas zu entspannen, obwohl sie kein Wort verstand. Bei all ihrer beunruhigenden Fremdartigkeit hatte die Schwarze auch etwas Mütterliches an sich. Sie hatte sofort erkannt, wonach die junge Frau am meisten gierte: Wasser.

Die Ältere hielt ihr das Glas an die Lippen und hob es so, dass sie nur winzige Schlückchen trinken konnte. Nach kurzer Zeit war das Glas leer. Die Schwarze stand auf, sagte etwas zu der jungen Frau, streichelte ihre Hand und verließ den Raum. Als sie durch die Tür ging, bemerkte die Jüngere, dass die andere keine Schuhe trug. Das fand sie äußerst merkwürdig. Dieser Gedanke lenkte sie für einen Moment von der Tatsache ab, dass sie weiterhin so durstig war, dass sie einen ganzen Eimer Wasser auf einmal hätte leeren können. Dann schief sie wieder ein.

Als sie, zum dritten Mal an diesem Tag, aufwachte, saß die Schwarze auf einem Stuhl neben ihrem Bett. Sie blickte besorgt drein, lächelte ihrer Patientin aber aufmunternd zu. Erneut redete sie mit ihr, doch die junge Frau verstand nichts davon. Erst als die Schwarze mit dem Finger auf sich selbst zeigte und »Teresa« sagte, begriff die junge Frau. Dann zeigte die Frau auf sie und hob fragend die Schultern. Sie wollte offenbar ihren Namen wissen. Die Jüngere blieb stumm.

Die junge Frau wirkte nachdenklich, dann schüttelte sie bedauernd den Kopf. Tränen traten in ihre Augen. Die Schwarze tätschelte ihr beruhigend die Wange. Was für eine Schnapsidee von ihr, Teresa, das arme Kind zum Sprechen bringen zu wollen! Das Mädchen hatte sicher seine Stimme noch gar nicht wiedergefunden.

Die junge Frau öffnete erst den Mund, als die Ältere einen

kleinen Löffel mit Milchreis davorhielt, um sie zu füttern. Der Duft löste angenehme Gefühle in ihr aus, aber sie hätte nicht zu erklären vermocht, an was genau er sie erinnerte. Und die schönen Empfindungen hielten auch nicht lange an. Schnell wurden sie wieder von den Fragen abgelöst, die sie schon seit dem Aufwachen quälten. Was war passiert? Wo befand sie sich? Wer war diese Person?

Und vor allem: Wer war sie selber?

An meinem siebten Geburtstag fragte mich die Mutter morgens, bevor ich zur Schule ging, welches Essen ich mir zum Mittag wünschte. Sie wusste genau, welches mein Lieblingsgericht war, und dieses wünschte ich mir natürlich auch: Milchreis mit Zimt und Zucker. Den ganzen Vormittag über starrte ich aus dem Fenster in der Schule. Es war ein grauer Dienstag, Regentropfen trommelten gegen die Scheibe. Die vergangene Woche in diesem November des Jahres 1810 war schön gewesen, erst am Vortag war das Wetter umgeschlagen. Aber es machte mir nicht viel aus. Ich dachte an kaum etwas anderes als an den Augenblick, in dem ich endlich die süße, cremige Masse genießen durfte. Die anderen Kinder in der Schule brachten mir, zu Ehren meines Geburtstags, ein Ständchen, und ich muss selig dreingeschaut haben, denn der Lehrer machte eine entsprechende Bemerkung. »Schön, dass wir dir mit dem Lied eine solche Freude gemacht haben«, sagte er – oder etwas in der Art. Herr Friedrich hieß er, und er hat sich schon damals nicht durch besondere Menschenkenntnis ausgezeichnet. Denn das Lied war mir ziemlich gleichgültig.

Auch die kleinen Geschenke, die meine Freundinnen mir mitgebracht hatten, vermochten mich nicht so zu begeistern wie die Aussicht auf den Milchreis. Von Anna bekam ich ein geflochtenes Lederarmband, wie sie selber eines besaß. Ich wusste, dass sie es mir nur schenkte, damit ich es trug und sie damit als meine beste Freundin auszeichnete. Aber meine

beste Freundin war Lore. Sie schenkte mir einen Kreisel, der sehr schön war und den ihr Vater geschnitzt haben musste. Ich freute mich darüber, aber nicht so sehr, wie sie es erwartet hatte. »Oh, der ist aber hübsch!«, rief ich aus, doch irgendwie sah Lore enttäuscht aus. In der großen Pause schnappte mir mein Bruder Matthias den Kreisel weg. Erst als er es geschafft hatte, das Spielzeug weitgehend zu zerstören, erhielt ich es zurück. Lore weinte, ich nicht. Ich war Schlimmeres gewohnt.

Ich hatte acht Geschwister, alle älter als ich. Vier davon gingen mit mir zusammen zur Volksschule, nämlich meine Brüder Matthias, Johannes und Lukas sowie meine Schwester Hildegard. Von den anderen vier waren zwei verheiratet und hatten ihre eigene Familie. Mein Vater hätte sie von seiner Arbeit im Schieferbruch eh kaum satt bekommen, und unser kleines bisschen Land gab schon nicht genügend für uns andere her. Am wenigsten für mich. Es ist schrecklich, wenn man von elf Personen, die in einem Haushalt leben – außer meinen Eltern und ledigen Geschwistern wohnten auch Tante Mechthild und Großvater Franz bei uns –, die jüngste ist. Man hat keine Rechte. Man ist, nicht nur beim Essen, immer die letzte in der Reihe. Man muss immerzu tun, was die anderen sagen. Man muss den Eltern folgen, zugleich aber darauf achten, dass man es sich mit den Geschwistern nicht verscherzt. Einmal habe ich, und wirklich nur aus Versehen, Hildegard verpetzt, woraufhin sie mich wochenlang auf dem Fußboden unserer Kammer schlafen ließ. Niemand bekam etwas davon mit. Erst als ich fast an einer Lungenentzündung gestorben wäre, erlaubte sie mir, im Bett zu schlafen. Ich habe nie wieder eine Silbe über ihre lächerliche Leidenschaft für den Knecht der Kelbels verloren.

Aber mit Hildegard kam ich, trotz des Altersunterschieds

von sechs Jahren, immer noch besser zurecht als mit Matthias, der nur ein Jahr älter ist als ich. Er hat mich drangsaliert und schikaniert, wo er nur konnte. Er hat Lügengeschichten über mich erfunden, hat meine kostbaren Schulhefte kaputt gemacht und Tinte auf meine Kleider gegossen – die meine Mutter sich vom Munde abgespart hatte, weil sie darauf bestand, dass wir alle zur Schule gingen, jedenfalls wenn nicht gerade Erntezeit war und alle mit anpacken mussten. Wir sollten es einmal besser haben als sie, sagte sie immer.

Alles, was eine Strafe für mich nach sich zog, bereitete Matthias ein ungeheures Vergnügen. Warum alle immer nur ihm glaubten und nicht mir, habe ich nie begriffen. Er war zwar ein begnadeter Lügner und Schauspieler, der, wenn es darauf ankam, aussehen konnte wie das reinste Unschuldslamm, während ich, schon allein in Erwartung der Strafe, die mich ungerechtfertigt treffen würde, immer rot wurde und dadurch schuldig wirkte. Dennoch wollte mir nie in den Kopf, wie ein solcher Unhold wie Matthias mit seinen bösen Streichen ungeschoren davonkommen konnte, zumal ich sicher nicht die Einzige war, die darunter zu leiden hatte. Oder doch? In unserem Haushalt war ich schließlich der einzige Mensch, der jünger, kleiner und schwächer war als er.

Mein einziger Trost bestand in dem Wissen, dass Matthias zwar Vater und Mutter, den Lehrer und den Pfarrer täuschen konnte, nicht aber den lieben Gott. Der sah ganz gewiss jede einzelne Sünde, die Matthias beging, und ebenso sicher sah er, dass ich ein braves Kind war. Ich würde eines Tages in den Himmel kommen, Matthias ganz bestimmt nicht.

An meinem siebten Geburtstag übertraf Matthias sich selbst in seiner Schlechtigkeit. Den demolierten Kreisel konnte ich noch hinnehmen, nicht aber das, was mittags passierte. Wir fünf Geschwister gingen gemeinsam aus der

Schule nach Hause. Unterwegs machte Hildegard mal wieder dem Kelbelschen Knecht schöne Augen, die Jungen sammelten Kastanien auf und warfen damit nach den Kühen. Ich war dankbar dafür, dass sie sie immerhin nicht nach uns Mädchen warfen. Es war ein trüber Novembertag, und meine Vorfreude auf das Geburtstagsessen wuchs mit jedem Schritt, den wir uns unserem Hof näherten. Es war eine lange Strecke, aber wir waren das gewohnt. Wenn man an jedem Werktag mindestens zehn Kilometer zu Fuß geht, fünf zur Schule und fünf zurück, dazu noch all die anderen Gänge, die man so zu erledigen hat, empfindet man den Weg nicht mehr als allzu weit. Als wir endlich daheim eintrafen, strahlte die Mutter schon übers ganze Gesicht. Ich glaube, sie freute sich genauso sehr auf den Milchreis wie ich. Sonst gab es bei uns im Herbst immer nur Kartoffel- und Kohlgerichte. Mit feinen Gewürzen wurde geknausert, Zimt und Vanille kannten wir nur von Weihnachten – oder eben von einem unserer Geburtstage, denn jedes Kind durfte sich dann sein Lieblingsgericht wünschen. Ganz gleich, wie groß unsere Armut auch sein mochte, irgendwie gelang es der Mutter immer, an diesen Festtagen unseren jeweiligen Wunsch zu erfüllen.

Mutter drückte mich an sich, eine Geste, die sie sich für besondere Gelegenheiten aufsparte. Allein diese Umarmung entschädigte mich für alle Ungerechtigkeiten, die ich an diesem und an jedem anderen Tag des Jahres erlitten hatte. Wir gingen ins Haus, das erfüllt war von einem verheißungsvollen, magischen, köstlichen Duft. Drinnen wartete der Vater auf mich, der mich hochhob und sagte: »Sieben Jahre, bist ja schon ein richtiges junges Fräulein!« In diesem Augenblick hörten wir aus der Küche ein mächtiges Scheppern und Rumpeln. Sekunden später kam Matthias herausgerannt. »Ich wollte nur umrühren, damit der Milchreis nicht anbrennt!«,

schluchzte er. »Die Mutter war ja draußen, und die Hildegard ist gleich rauf in ihre Kammer gerannt, und ihr wart hier auf dem Flur, und die anderen ... da dachte ich, weil es doch ein so besonderes Essen und ...« Weiter kam er nicht, weil ein Weinkrampf ihn schüttelte. Wir waren inzwischen alle zusammen in die Küche gegangen, um uns anzusehen, welches Missgeschick sich da zugetragen hatte. Und da sahen wir es: Der Topf mit dem Milchreis lag auf dem Boden, der weiße Brei ergoss sich über die Fliesen vor dem Herd.

»Du hast nicht nur umrühren wollen. Du hast genascht.« Der Vater sah Matthias tadelnd an.

Der wollte schon den Kopf schütteln, als er sich eines Besseren besann und nickte. Vielleicht war er sich der Tatsache bewusst, dass in seinen Mundwinkeln noch Reste seines Festschmauses klebten, vielleicht war er aber auch einfach so gerissen, ein kleineres Vergehen zuzugeben, um nicht eines größeren bezichtigt zu werden. Denn dass Matthias den Topf mit Absicht vom Herd gestoßen hatte, nachdem er sich zuvor den Bauch mit *meinem* Geburtstagsessen vollgeschlagen hatte, stand für mich fest. Ich sah es an dem boshaften Funkeln in seinen Augen. Ich brach in Tränen aus.

Mutter buk uns Apfelpfannkuchen, und ich durfte Matthias' Anteil an dem Zimtzucker, der für den Milchreis vorgesehen gewesen war, über meinen Pfannkuchen streuen. Ich fand die Strafe viel zu mild für die große Gemeinheit, die mein Bruder mir angetan hatte. Ich sann auf Rache. Und nicht nur ihm gegenüber. Am liebsten hätte ich meine ganze Familie mit der Mistgabel aufgescheucht, denn fast noch furchtbarer als Matthias' Boshaftigkeit war der Umstand, dass er mit seinem herzerweichenden Gesichtsausdruck, der nichts außer Reue und Trauer zeigte, auch noch das Mitleid der anderen Familienmitglieder erregte.

»Kann passieren, gräm dich nicht länger.« Mutter strich ihm dabei mit der Hand zärtlich über das seidige blonde Haar.

»Hier, kannst ein Stück von meinem Zimtpfannkuchen haben«, sagte Ursula, unsere älteste noch im Haus lebende Schwester, »ich bin eh schon satt.«

Meine Unterlippe begann zu zittern. Gleich würde ich losheulen müssen. Lukas, der gutmütigste meiner Brüder, schien mich und die anderen von dem Drama ablenken zu wollen, das er da auf sich zukommen sah. »Mir sind mit acht Jahren noch viel schlimmere Sachen passiert«, erklärte er wichtig-tuerisch und schob die Ärmel seines groben Leinenhemdes hoch. Als ob wir nicht alle die Narben gekannt hätten, die er sich bei einem ähnlichen Unfall am Herd, nur mit einem Topf kochenden Wassers, zugezogen hatte.

Sein plumper Versuch, mich die Ursache meiner Traurigkeit vergessen zu lassen, schlug fehl. Ich begann zu weinen, stand abrupt vom Tisch auf und lief aus der Küche. Wer hatte bitte schön heute Geburtstag? Ich! Wer war unartig gewesen? Matthias! Und wer wurde bestraft, wer belohnt? Ich verstand die Welt nicht mehr. Das Letzte, was ich hörte, bevor ich die Treppe hinauf lief, war die Stimme meines Vaters. Es wurde keinesfalls geduldet, dass ein Kind sich ohne Erlaubnis vom Tisch entfernte. »Den Rest des Tages Stubenarrest!«, rief er mir nach, und ich war nicht einmal unfroh darüber. In meiner Kammer hätte ich wenigstens Frieden vor den Misshandlungen meines nächstälteren Bruders.

Der Rest dieses verkorksten Tages verlief dann erstaunlich schön. Alle, mit Ausnahme meines Vaters und Matthias', besuchten mich »heimlich« in meiner Kammer, überreichten mir ihre bescheidenen Geschenke, redeten mir gut zu oder munterten mich mit albernen Späßen auf. Ursula entschuldig-

te sich sogar für ihre Gedankenlosigkeit: »Wenn ich gewusst hätte, dass du noch Pfannkuchen wolltest, hätte ich ihn dir angeboten. Aber du hast so satt und zufrieden ausgesehen ...« Mir kamen wieder die Tränen hoch, doch Ursula, die schon sechzehn Jahre alt war und mir mehr wie eine Mutter als wie eine Schwester erschien, gelang es, mich von neuerlichem Weinen abzuhalten. Sie nahm mich in die Arme und küsste mein Haar und flüsterte Worte in mein Ohr, die süßer klangen, als sie waren. »Scht, meine hübsche Kleine, reg dich nicht auf. So ist das Leben nun einmal. Die Männer kriegen immer das Beste, wir nur die Reste. Ha«, unterbrach sie sich, »das reimt sich ja! Nun denn. Und du darfst das nie anzweifeln, geschweige denn über diese Ungerechtigkeit heulen. Im Gegenteil. Wenn du geweint hast, siehst du hässlich aus, mit verquollenen Augen und roter Nase, und dann nimmt dich kein Mann mehr. So eine kleine Schönheit wie du, die macht eine richtig gute Partie, wart's nur ab. Aber nur, wenn du dich fröhlich gibst, auch wenn du's nicht bist.«

Ich hätte gleich wieder losflennen können. Einzig der Versuch, die Logik hinter dieser bemerkenswerten Lektion zu begreifen, hielt mich davon ab. Wieso sollte ich jemals einen Mann haben wollen, wenn dessen Aufgabe vor allem darin bestand, mir das Beste streitig zu machen? Ich würde niemals heiraten, schwor ich mir, wenn damit dasselbe Schicksal einhergehen sollte wie jenes, das ich jetzt erlebte: immer als Letzte aus der Schüssel nehmen zu dürfen, immer als Erste ins Bett gehen zu müssen, nie gelobt zu werden für etwas, was nicht eines meiner Geschwister besser könnte als ich.

Schon jetzt, in meinem ersten Schuljahr, konnte ich schöner schreiben als Matthias, aber neben der sauberen Handschrift von Hildegard, die mir schon vor meiner Einschulung das Alphabet beigebracht hatte, nahm sich meine wie kin-

disches Gekrakel aus. Ich konnte schneller laufen als alle anderen Mädchen in meinem Alter, aber von uns Geschwistern war ich immer das langsamste. Das Einzige, worin ich wirklich alle anderen übertraf, war mein Gedächtnis. Ich konnte mir ellenlange Listen merken und hatte die Geburtstage aller mir persönlich bekannten Personen im Kopf. Ich konnte alle Strophen selbst der längsten Weihnachtslieder, und beim Gedichtaufsagen glänzte ich wie niemand sonst. Und was erntete ich dafür? Spott.

»Unser kleiner Papagei«, witzelte Vater, als ich letztes Jahr an Nikolaus ein sehr schwieriges Gedicht fehlerfrei aufsagte, und meine Geschwister fielen in sein Gelächter mit ein, obwohl sie natürlich genauso wenig wie ich wussten, was ein Papagei war.

Doch nicht nur an Auswendiggelerntes erinnerte ich mich, sondern auch an diese Art von Demütigungen. Irgendwann, sagte ich mir, würde ich mich zu wehren wissen. Wenn sie schon längst vergessen hätten, was sie mir einst angetan hatten, würden in meinem Kopf all die Schmähungen, Ungerechtigkeiten und Erniedrigungen weiterleben. Und dann würde ich es ihnen heimzahlen.

Denn ich vergaß nie etwas.

*R*aúl Almeida hatte früh lernen müssen, dass er nur überleben konnte, wenn er hart zu sich und hart zu anderen war. Er zeichnete sich durch Disziplin, Mut und Kompromisslosigkeit aus. Stolz war er auf diese Eigenschaften jedoch nicht. Wäre ein Dornenstrauch etwa stolz darauf, dank seiner Anspruchslosigkeit in der Wüste oder in einem kargen Gebirge überleben zu können? Seine Wesenszüge betrachtete Raúl Almeida daher nicht als »männliche Tugenden«, wie es ein Bekannter aus der Stadt einmal formuliert hatte, sondern einfach nur als nützlich. Ohne sie wäre er in einem Land wie diesem verloren gewesen. Die Provinz Rio Grande do Sul, im äußersten Süden des jungen Kaiserreichs Brasilien, war riesig, wild und gefährlich. Es lebten nur wenige Menschen hier, die meisten von ihnen Gaúchos wie er. Weder in den Weiten der Pampa noch in den küstennahen Urwäldern konnte man sich Fehler erlauben. Unbedachtheit endete oft tödlich. Und weil Raúl diese Lektion bereits als Kind schmerzhaft hatte lernen müssen, ließ er sich niemals zu Dingen hinreißen, die mit dem Verstand allein nicht zu erklären gewesen wären.

Nur dieses eine Mal.

Warum zum Teufel hatte er das halbtote Mädchen mit nach Hause genommen? Wieso war er nicht einfach in die nächstgelegene Ortschaft geritten, um nach einem Arzt oder wenigstens einem Apotheker zu fragen? Weil, redete er sich ein, erstens sein Stadthaus nur unwesentlich weiter als das Dorf entfernt lag. Weil zweitens die Heilkünste seiner alten

Sklavin Teresa denen aller Ärzte vorzuziehen waren. Und weil drittens die Wahrscheinlichkeit, in dem kleinen armseiligen Dorf einen Fachkundigen zu finden, ohnehin sehr gering war. Und dennoch. Hätte er das Mädchen einfach woanders abgeliefert, wäre er jetzt um eine Sorge ärmer. Was war nur in ihn gefahren? Seit wann hatte er solche unerklärlichen Anwendungen von Nächstenliebe? War die Schwerverletzte etwa sein Problem?

Ja, gestand er sich ein. Jetzt war sie es.

Gestern war sie aus der Bewusstlosigkeit erwacht, wie Teresa ihm freudestrahlend mitteilte, kaum dass er aus São Pedro zurückgekehrt war. Noch immer war er in Gedanken bei den unverschämten Forderungen des Viehhändlers, den er getroffen hatte, so dass er die gute Neuigkeit zunächst achselzuckend hinnahm. Doch als er das Zimmer betrat, in dem sie die junge Frau untergebracht hatten, rückte diese Angelegenheit plötzlich wieder in den Vordergrund.

Die Patientin wirkte schläfrig. Sie sah ihn teilnahmslos unter halbgeöffneten Lidern an.

Raúl trat näher an das Bett heran. Selbst er, der sonst nie mehr als Gleichmut und Gelassenheit an den Tag legte, konnte nun seine Neugier nicht verhehlen. Er war aufs äußerste gespannt, was das Mädchen sagte, wie es sich fühlen und wie es sich benehmen würde. In den ersten Tagen hatten sie sie unermüdlich gepflegt, hatten ihr Zuckerwasser eingeträufelt und abwechselnd an ihrem Bett gewacht und gebetet. Tagelang hatten sie auf ein jugendliches Gesicht geblickt, das ebenso weiß war wie der Kopfverband, den sie dem Mädchen angelegt hatten. Die blauen Flecken und Schürfwunden hoben sich krass von dieser bleichen Haut ab. Und immer wieder waren sie von dem Gefühl übermannt worden, dass all ihre Bemühungen vielleicht umsonst waren. Würde ihre

Patientin die schweren Verletzungen überleben? Und wenn ja – würde sie jemals wieder richtig gesund werden?

Raúl stand wie angewurzelt neben dem Bett. Er wusste nicht recht, wie er sich verhalten sollte. Sanfte Gesten oder freudige Ausrufe waren nicht sein Stil, schon gar nicht wildfremden Personen gegenüber. Er zwang sich zu einem kurzen Lächeln, obwohl ihm wahrhaftig nicht danach zumute war. Das Mädchen verzog keine Miene.

»Wie heißen Sie?«, fragte Raúl.

Das Mädchen blickte ihn erschrocken an. Ihre Augen hatten eine graugrüne Farbe, wie er sie nie zuvor gesehen hatte.

Es beschämte Raúl ein wenig, dass es ihm nicht gelang, mehr Mitgefühl in seine Stimme zu legen. In einem so sachlichen Ton hätte er mit einem Fremden auf der Durchreise oder mit einem Geschäftspartner reden können, aber doch nicht mit einem verängstigten Mädchen, das gerade aus der Bewusstlosigkeit erwacht war. Er wagte einen neuen Versuch.

»Ich bin sehr froh, dass Sie aufgewacht sind. Wir haben uns große Sorgen um Sie gemacht. Würden Sie mir freundlicherweise sagen, wie Sie heißen und was Ihnen zugestoßen ist?«

Diese Ansprache schien die junge Frau noch mehr zu irritieren. Sie runzelte die Brauen.

Herrje, dachte Raúl, was hatte er sich da nur aufgehalst?

»Ich glaube nicht, dass sie antwortet«, sagte Teresa, die gerade den Raum betrat. Sie trug ein Tablett, auf dem ein Teller dampfender Suppe, etwas Brot sowie ein Becher Milch angerichtet waren. »Sie hat seit gestern keine Silbe von sich gegeben. Vielleicht hat sie ihre Stimme verloren. Aber vielleicht versteht sie uns auch einfach nicht. Sie erscheint mir

mehr wie eine von diesen Kolonisten. Nicht, dass ich je einen von denen zu Gesicht bekommen hätte. Aber sie sieht nicht so aus, als wäre sie von hier.«

Nein, das tat sie wirklich nicht. Sie war hellhäutig und weizenblond.

Aber nicht nur deshalb glaubte auch Raúl, dass es sich um eine Kolonistin handeln musste. Er hatte das Mädchen am Rio Paraíso gefunden. Der Paraíso war ein Nebenfluss des Rio dos Sinos, an dessen Ufer sich wiederum die ersten deutschen Einwanderer niedergelassen hatten. Sein Schützling kam mit hoher Wahrscheinlichkeit aus einer der »Colônias«, wie die Siedlungen der neuen Bewohner genannt wurden. Und wenn dem so war, dann sprach sie vermutlich kein Wort Portugiesisch. Diese Leute blieben meist unter sich.

Aber wie war sie dorthin, ans Ufer des Paraíso, gelangt? Der Ort, an dem Raúl das Mädchen entdeckt hatte, lag weit von der nächstgelegenen Siedlung entfernt. Und wie hatte sie sich ihre schweren Verletzungen zugezogen? Mit ihren geschundenen Knochen und ihrem angeschlagenen Schädel konnte sie unmöglich so weit geschwommen sein, wenn sie denn überhaupt schwimmen konnte, was er bezweifelte. War sie ins Wasser gestürzt und fortgeschwemmt worden? War sie dabei unglücklich mit dem Kopf aufgeschlagen? War sie zu einem Spielball der Fluten geworden, hin- und hergeworfen zwischen Felsen, treibenden Ästen und Baumwurzeln, die bis in den Fluss reichten? Nur: Hätte sie dann so weit kommen können?

Oder verhielt es sich vielmehr so, dass sie erst sehr viel näher an der Fundstelle ins Wasser gesprungen oder gefallen war? Aber warum sollte sie? Das Gebiet war undurchdringlicher Dschungel, da hatte eine junge weiße Frau nichts verloren. Hatte sie sich verirrt? War sie einem Puma begegnet,

einer Schlange oder einem Indio auf der Jagd? Hatte sie sich in wilder Panik in den Rio Paraíso gestürzt, in der trügerischen Hoffnung, dies sei ihre einzige Rettung?

Nun, wie auch immer die Antworten lauten mochten, nur eine Person konnte sie ihm geben. Und diese war offensichtlich außerstande, zu reden.

Essen hingegen konnte sie, und das mit großem Appetit. Das Brot und die Suppe, mit denen Teresa das Mädchen gefüttert hatte, waren bereits vertilgt. Jetzt hielt seine Sklavin der Patientin das Glas Milch an die Lippen. Sie schlürfte es in einem Zug aus. Danach hatte sie einen Milchbart, und sie sah sehr jung damit aus.

»Wenn man dich so sieht, *menina*, könnte man meinen, du wärst keinen Tag älter als siebzehn«, sagte Teresa zu dem Mädchen und tupfte ihr gleich darauf die Lippen und das Kinn ab. »Und genau das denkt der Senhor Raúl auch. Aber du und ich, wir wissen es besser, nicht wahr?«

»Aber sieh sie dir doch an, Teresa! Ich bitte dich, dieses Mädchen ist nie im Leben dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre alt, so wie du behauptest.«

Die junge Frau zuckte zusammen.

»Was müssen Sie auch so laut werden? Das arme Ding hat sich erschreckt«, kommentierte Teresa überflüssigerweise.

Raúl hatte genug für heute. Er würde in den nächsten Tagen mal wieder nach dem Mädchen sehen, wenn es ansprechbarer wäre. Wortlos verließ er den Raum.

Die junge Frau war erleichtert, als der Mann das Zimmer verließ. Er hatte mürrisch dreingeblickt, aber selbst wenn er gelächelt hätte, wäre sein Aussehen finster gewesen. Dunkle Augen, beinahe schwarzes Haar, stark gebräunte Haut. Wer war er, dass er unrasiert, mit Schmutzrändern unter den Fin-

gernägeln und in unsauberer Kleidung – sehr merkwürdiger Kleidung obendrein – an ihr Krankenlager kam? Denn dass sie krank war und in diesem Raum gesund gepflegt wurde, das war ihr durchaus bewusst.

Leider war das aber auch alles, was sie bisher begriffen hatte.

Wie konnte man nur vergessen, wer man war? Das war doch nicht möglich! Doch sosehr sie ihr Gedächtnis auch bemühte, sie kam immer wieder zu demselben Ergebnis: Sie wusste nicht, wie sie hieß. Sie wusste nicht, wer sie war, wo sie herkam oder wie sie in der Obhut der Negerin gelandet war. Immerhin wusste sie noch, wie man atmete und aß und trank. Sie konnte sehen, hören, schmecken und fühlen. Nur mit dem Sprechen haperte es, doch das lag nicht am Verlust ihrer Stimme. Diese war, gleich nachdem sie ihre Kehle befeuchtet hatte, wiedergekehrt – die junge Frau hatte das, als sie sich unbeobachtet wusste, ausprobiert. Vielmehr hatte sie Angst davor, zu reden. Was, wenn man sie ebenso wenig verstehen würde, wie sie diese Leute verstand? Was, wenn sie Unsinn von sich gab? Wenn sie schon ihren eigenen Namen nicht wusste, woher sollte sie dann wissen, ob »Bett« wirklich Bett bedeutete, oder »Milch« Milch? Man würde sie für verrückt halten.

Allerdings würde man sie ebenfalls für verrückt halten, wenn sie keinen Mucks von sich gab. Früher oder später musste sie etwas sagen. Zwar sprach man hier offensichtlich nicht ihre Sprache, aber vielleicht kannte man jemanden, der übersetzen konnte. Trotzdem scheute die junge Frau davor zurück, sich zu äußern – und je länger sie damit wartete, desto schwieriger wurde es. Eine irrationale Angst machte sich in ihrem Kopf breit, ganz so, als sei das Sprechen das Tor zur echten Welt, zu einer Wirklichkeit, die sie nicht wahrhaben

wollte. Als würden die Dinge erst beginnen zu existieren, wenn man sie aussprach. Vielleicht war ihre echte Identität die einer Person, die sie überhaupt nicht leiden mochte. Und wenn sie etwas sagte, das diesen Leuten hier Aufschluss darüber gab, wer sie war, würde man sie dahin zurückschicken, woher sie kam. Und dort wären dann andere Menschen, die sich um sie kümmerten und die sie nicht wiedererkannte. Hatte sie Verwandte, einen Mann, Kinder? Würde sie sich an deren Namen erinnern? Nein. Und das wäre ungleich schlimmer, als von diesen Fremden – wenn es denn Fremde waren – angeschaut und behandelt zu werden wie ein dummes Kind. Das würde sie nicht verkraften und auch niemandem zumuten können. Jedenfalls nicht zum jetzigen Zeitpunkt.

Vielleicht würde es ihrem Gedächtnis auf die Sprünge helfen, wenn sie einmal in den Spiegel schaute. Aber der – ein kleines, halbblindes Ding – hing schief und für sie unerreichbar über der Kommode. Vom Bett aus sah sie nur die Rostflecken am Rand des emaillierten Wasserkrugs, die sich darin spiegelten. Aufstehen konnte sie noch nicht. Sie hatte es mehrfach versucht und vor Schmerzen vorzeitig aufgeben müssen. Wenn sie nun dieser Negerin – wie hieß sie noch gleich? – durch Zeichensprache zu verstehen gäbe, dass sie sich gern im Spiegel ansehen würde? Bestimmt würde die Frau, die einen netten Eindruck machte, ihr diesen Wunsch erfüllen.

Teresa verstand die Gesten ihrer Patientin sehr gut. Doch den Spiegel würde sie ihr gewiss nicht reichen. Das arme Kind würde sich ja vor seinem eigenen Anblick zu Tode gruseln! »Nein, nein, *menina*, für Eitelkeiten ist jetzt nicht die Zeit. Wenn du erst wiederhergestellt bist, kannst du dein Gesicht, das ohne die Wunden sicher sehr hübsch ist, den ganzen Tag bewundern.«